

(Nachdruck verboten.)

32]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Rosenzweig.

„Jetzt gehen Sie aber heim und legen sich schlafen, mein wackerer Morfain, nicht wahr?“ sagte Jordan.

„O nein, ich bleibe diese Nacht noch hier.“

„Wie, Sie wollen wieder wachen, noch eine dritte Nacht schlaflos verbringen?“

„Nein, in der Wachtstube ist ein Feldbett, auf dem man sehr gut schlafen kann. Mein Sohn und ich werden einander alle zwei Stunden in der Wache ablösen.“

„Aber das ist ja überflüssig, da alles in bester Ordnung ist. Seien Sie doch vernünftig, Morfain, gehen Sie nach Hause in Ihr Bett und legen Sie sich schlafen.“

„Nein, nein, Monsieur Jordan, lassen Sie mir meinen Willen. Es ist keine Gefahr mehr, aber ich will doch lieber bis morgen auf meinem Posten bleiben, um nachzusehen. Das macht mir Vergnügen.“

Jordan und Lucas mußten ihn da lassen, nachdem sie ihm die Hand geschüttelt hatten. Lucas war tief bewegt; er nahm ein starkes Bild mit sich von der mächtigen Gestalt des Mannes, in welchem die ganze Vergangenheit der gequälten und geduldigen Arbeit, der Adel des peinvollen Mühsens der Menschheit auf dem Wege zum Glück und zur Ruhe verkörpert war. Die Linie ging zurück bis zu den urweltlichen Cyclopen, die das Feuer bezwungen hatten, zu den Anfängen unsrer Kultur, als die ersten Menschen das Erz in Gruben bei Holzfeuer schmolzen. An diesem Tage, an dem Tage, da der Mensch das Eisen der Natur entrang und es formte, wurde er zum Herrn der Welt, begann das Zeitalter der Zivilisation. Und Morfain, der in einer Felsenhöhle lebte, ganz nur der Mühsal und dem Stolz seiner Arbeit hingegeben, erschien Lucas wie der unmittelbare Abkömmling jener ersten Eisenarbeiter, ein aus fernen Jahrhunderten herüberwirkender Atavismus war lebendig in diesem schweigsamen, genügsamen Arbeiter, der seine Muskelkraft ohne Klage anspannte wie zur Dämmerungszeit der menschlichen Gesellschaft. Wie viel vergossener Schweiß, wie viele ermüdete, abgearbeitete Arme in diesen Tausenden von Jahren! Und nichts war verändert, das besiegte Feuer hatte noch immer seine Opfer, seine Sklaven, die es unterhielten, die ihr Blut vertrocknen ließen, um es immer neu zu bändigen, während die Bevorrechteten dieser Welt in kühlen Wohnstätten der Faulheit lebten. Morfain schien, gleich einem antiken Helden, nicht das geringste Bewußtsein der gräßlichen sozialen Ungerechtigkeit zu haben, schien keine Ahnung zu haben von der geheimen Empörung, von dem fernrollenden Gewittersturm unsrer Zeit. Er stand unbewegt auf seinem mörderischen Posten, auf welchem seine Väter gestorben waren und auf welchem er selbst sterben würde, erschöpft und abgebraucht, ein soziales Opfer von obskurer Größe. Und Lucas rief sich eine andre Gestalt in Erinnerung, die Bonnaires, eines andren Helden der Arbeit, der gegen die Unterdrücker und Ausbeuter kämpfte, damit die Gerechtigkeit siege, der sich der Sache seiner Schicksalsgenossen hingab, bis zur Aufopferung seines täglichen Brots. Hatte denn diese leidensvolle Menschenklasse noch nicht genug unter ihrer Last geächzt, war die Stunde noch nicht gekommen, die dem in seiner Mühsal erhabenen Sklaven die Erlösung brachte, ihn endlich zum freien Bürger einer brüderlichen Gemeinschaft machte, in welcher ein ungetrübter Friede in der gerechten Verteilung der Arbeit und des Reichthums begründet wäre?

Während nun Jordan, als sie die Fesentreppe wieder hinabstiegen, an der Gütte eines Nachtwächters stehen blieb, um einen Befehl zu erteilen, sah Lucas etwas Seltsames, was seine Bewegung verstärkte. Hinter den Gebüsch und verstreuten Felsblöden wandelten zwei Menschen vorbei, zwei dunkle Gestalten, ein Mann und ein Weib, die sich eng umschlangen hielten, die Lippen in einem Kuß vereinigt. Er erkannte die hohe, gebietende Gestalt der Tochter Morfains,

der Blondes Malkire mit den großen blauen Augen, die ihr ganzes Gesicht überstrahlten. Und der Mann war niemand anders als Achille Gourier, der Sohn des Bürgermeisters, der schöne und stolze Jüngling, der ihm bei der Mahlzeit auf Suerdache aufgefallen war durch den Ausdruck von Verachtung, mit dem er auf diese in Versekung begriffene Bourgeoisie blickte, deren aufrührerischer Söhne einer er war. Immer jagend oder fischend, verbrachte er seine ganze freie Zeit auf den steilen Pfaden der Monts Bleuses, an den Ufern der Bäche, im Schatten der Tannenwälder. Hier hatte er offenbar sein Herz verloren an das scheue, schöne Naturkind, um welches so viele junge Männer vergebens warben; und sie selbst war vermutlich bezaubert worden durch das Auftauchen dieses Märchenprinzen, der die glänzende andre Welt, den köstlichen Traum der Zukunft in ihre einsame Wildnis hineinrug. Die Zukunft, die Zukunft! War es nicht die Zukunft, die in den großen blauen Augen Blaudens aufging, wenn sie auf der Schwelle ihrer Felsenhöhle sinnend stand, den Blick ins Weite verloren? Vater und Bruder wachten da oben, und sie wandelte am Arm des Geliebten über die steilen Gänge, und die Zukunft war für sie verkörpert in diesem schlanken, schönen Jüngling, diesem Herrensohn, der zärtlich und ehrerbietig zu ihr sprach wie zu einer Dame, und ihr schwor, sie immer zu lieben.

Aufs höchste überrascht, hatte Lucas zuerst ein peinliches Gefühl, indem er an den Schmerz des Vaters dachte, wenn er von der heimlichen Liebchaft erfuhr. Dann aber wurde ihm weich ums Herz, ein erquickender Hoffnungshauch wehte ihn aus dieser freien, schönen Liebe: bereiteten sie nicht die glücklichere Zukunft vor, legte sie nicht den Grund zur dereinstigen Stadt der Gerechtigkeit, diese Kinder verschiedener Menschenklassen, die miteinander spielten, einander umschlangen und küßten?

Im Park unten angelangt, verweilten die beiden Männer noch einige Augenblicke im Gespräch, ehe sie schieden.

„Es ist Ihnen doch nicht kalt, hoffe ich? Ihre Schwester würde mir nie vergeben.“

„Nein, nein, ich befinde mich sehr wohl. Und ich gehe nun erleichterten Herzens schlafen, denn mein Entschluß ist gefaßt, ich werde mich von der Last eines Betriebs befreien, an dem ich kein Interesse nehme und der mir eine Quelle unaufhörlichen Verdrußes ist.“

Lucas schwieg einen Augenblick, wieder von tiefem Mißbehagen, ja fast von Bestürzung erfaßt über diesen Entschluß. Dann sagte er, dem Fremde zum Abschied die Hand schüttelnd:

„Warten Sie noch ein wenig, lassen Sie mir einen Tag zum Nachdenken. Morgen abend wollen wir wieder über die Sache sprechen, und dann können Sie sich entschcheiden.“

Lucas legte sich nicht gleich zu Bette. Er bewohnte in dem einst für den Großvater Jordans mütterlicherseits, den Doktor Michon, erbauten Häuschen das große Zimmer, in welchem dieser seine letzten Tage inmitten seiner Bücher verlebt hatte, und er hatte den behaglichen und friedlichen Raum mit seiner Arbeitsatmosphäre liebgewonnen. Aber als er ihn nun, von unklaren, fieberischen Empfindungen durchwogt, wieder betrat, meinte er zu ersticken; er öffnete weit eines der Fenster und lehnte sich hinaus, um sich ein wenig zu beruhigen, ehe er zu Bette ging. Das Fenster sah auf die Straße, die von der Gräberie nach Beaclair führte, unterhalb erstreckten sich unbebaute, steinbesäte Galden; und jenseits dieser unterschied man die wirre Dächermasse der schlafenden Stadt.

Einige Zeit stand Lucas hier und sog in tiefen Zügen die Luft ein, die aus der unermesslichen Ebene der Roumagne herüberwehte. Die Nacht war feucht und warm, ein bläuliches Licht ergoß sich von dem besternten, leicht umnebelten Himmel; von unten drangen die dumpfen, rhythmischen Stöße der Dampfkammer der Hölle herauf, der Cyclopienschmiede, wo Tag und Nacht Eisen auf Eisen schlug. Er erhob die Augen und suchte den Hochofen, dessen stumme, dunkle Gestalt in der tiefschwarzen Wand der Monts Bleuses unterging, die in scharfer Zackenlinie gegen den nächtlichen Himmel stand. Dann senkte er den Blick auf die gedrängten Dächer der Stadt, deren schwerer Schlaf eingewiegt schien von dem taftmäßigen Rochen der Hämmer, die den gepreßten, kurzen Atemzügen

eines arbeitenden Riesen, eines an die ewige Arbeit geschnittenen leidensvollen Prometheus glichen. Und seine Beklemmung steigerte sich, sein Fieber ließ nicht nach, die Menschen und Dinge der drei letzten Tage erhoben sich in Massen in seinem Gedächtnisse, zogen in schicksalsschwerem Gedränge vorbei, dessen Deutung er vergeblich zu erfassen strebte, quälten ihn mit dem fürchtbaren Problem, das mehr und mehr von seiner Seele Besitz ergriffen hatte, und das ihn nun, er fühlte es, nicht würde schlafen lassen, ehe er seine Lösung gefunden.

Plötzlich glaubte er unter dem Fenster, auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, zwischen den Gebüsch und Felsblöcken ein andres Geräusch zu hören, so schwach und leise, daß er es nicht zu deuten wußte. War es das Plattern eines Vogels, das Rascheln einer Eidechse zwischen den Steinen? Er blickte aufmerksam hin und sah nichts als die endlose, wogende Finsternis. Es war offenbar eine Täuschung gewesen. Da kam das Geräusch wieder und aus dichterer Nähe. Lebhaft interessiert, von einer seltsamen Bewegung ergriffen, über die er selbst erstaunt war, bemühte er sich, die Finsternis zu durchdringen, und unterschied endlich eine schattenhafte, zarte, feine Gestalt, die auf den Spitzen der Gräser zu schweben schien. Er konnte sich über die Natur der Erscheinung nicht klar werden und wollte schon an eine Sinnestäuschung glauben, als plötzlich eine weibliche Gestalt mit dem leichten Sprung eines Rehs die Straße übersehte, und ihm ein kleines Sträußchen so geschickt zuwarf, daß es gleich einer Liebesflöte seine Wangen streifte. Es war ein Sträußchen eben erst gepflückter Bergnelken von so starkem Geruch, daß die Luft um ihn davon ganz durchduftet war.

Josine? Er erriet, daß es Josine war, er erkannte sie an diesem erneuten Ausdruck ihrer innigen Erkenntlichkeit, an diesem zarten Zeichen ihres dankbaren Gedankens. Wie entzückend war dieser ihm in später Nacht aus der Finsternis zustiegende Blumengruß! Er konnte sich nicht erklären, wie sie hierher kam, wo sie seine Heimkehr abgewartet hatte, wieso sie vom Hause hatte fortzuschlüpfen können — vermutlich hatte Nagu heute Nachtarbeit. Ohne ein Wort, ihm bloß mit diesen einfachen Blumen ihre Seele zusendend, eilte sie von dannen, verschwand in der Finsternis des felsigen Geländes; und Lucas bemerkte jetzt erst einen andren, kleineren Schatten, Nanet offenbar, der neben ihr herlief. Dann sah er nichts mehr und hörte nur wieder das taktmäßige Rochen der Hämmer der Hölle aus der Ferne. Sein Seelenbedrängnis war nicht behoben, aber ein heißes Gefühl ergoß sich kräftigend über sein Herz. O Güte, die du das brüderliche Band zwischen alle Menschen schlingst, Sanftmut, die du den Frieden bringst, Liebe, die du die Welt erlösen und neugestalten wirst!

V.

Lucas verließ das Licht und legte sich zu Bett, in der Hoffnung, daß seine körperliche und geistige Ermattung ihm den Schlaf bringen werde, in welchem das Fieber seines Wesens zur Ruhe käme. Aber er lag in der Dunkelheit und tiefen Stille des großen Zimmers, ohne die Lider schließen zu können; mit weitgeöffneten Augen starrte er in die Finsternis, der nicht abzuweisende, verzehrende Gedanke brannte glühend in seiner Seele und hielt ihn in qualvoller Schlaflosigkeit wach.

Und wieder und immer wieder tauchte Josine vor seinen Augen auf, mit ihrer zarten Gestalt, mit dem leidensvoll anmutigen Kindergesichtchen. Er sah sie weinend, hungernd, eingeschüchtern beim Thor der Hölle warten; er sah sie in der Schenke, von Nagu zur Thür hinausgestoßen mit solcher Brutalität, daß ihre verstümmelte Hand zu bluten begann; er sah sie auf der Bank am Ufer der Mionne sitzen, allein und verlassen in der unbarmherzigen Nacht, ohne andren Ausweg als das Versinken in den tiefsten Pfuhl der Schande, gierig ihren Hunger stillend wie ein verirrtes Tier. Und jetzt, nach diesen ereignisreichen drei Tagen, in welchen ihm das Schicksal unverhofft und fast ohne sein Dazuthun Bild auf Bild von der ungerecht verteilten, gleich einer Schande verachteten, das entsehlige Elend der weitaus meisten herbeiführenden Arbeit gezeigt hatte, vereinigte sich alles Gesehene für ihn in der leidenden Gestalt dieses armen Mädchens, das so schreckliches zu erdulden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das edle Vieh.

Von Hans Ostwald.

„Ja, Herr, nu müssen Sie mi aberst seggen, ob id bleiben soll, ob Sie mir uff meinen Lohn zulegen. Der Herr drüben von Gampischlehmen will nu all bis heut abend das letzte Wort hören — id muß doch nu wissen . . .“

„Ja, ja! Nu spannen Sie man an, Kufner. Wir sprechen nachher noch drüber!“

„Nachher, nachher is't tau-spät!“

„Na, nu reden Sie nicht zu viel! Es eilt! Es eilt!“

Der Gutsbesitzer lief ungeduldig auf der Bekanda hin und her. Die Fohlen, die jenseits der gepflasterten Fahrstraße zwischen den Hofgebäuden sich tummelten, hielten nicht wie sonst seinen Blick fest. Er sah nur dem Kutscher nach, der hastig nach der Remise lief, die Kutsche hervorzog und die Pferde, die ein alter Mann herausführte, anschnürte. Dann kamen sie mit geblähten Nüstern heran. Der Kutscher hatte Mühe, sie so lange zu bändigen, bis der Gutsbesitzer eingestiegen. Ueber den Hof gingen sie noch ruhig. Das Pflaster über das der Wagen hinwegknatterte, ließ sie nicht so vorwärts-schießen. Aber im freien Wege rasten sie dahin. Der Gutsbesitzer atmete wie befreit auf, als der Wind ihm so am Hut zerrie und die Mantelpesterine schüttelte. Die Birken am Wege tauchten mit ihren weißfledigen Stämmen einen Augenblick auf, dann waren sie schon im Rücken. Und die Felderstreifen mit den eaggenden Gruppen, bei denen der Wind leichte Staubwolken aufwirbelte, rollten wie im Fluge vorüber.

Was die Rappen doch hinter sich schaffen! dachte der Gutsbesitzer. Da komme ich vielleicht doch noch zur Zeit, ehe der Bengel wieder Pferde und Wagen verspielt hat. . . .

Und er beugte sich vor, ob man die Tiere nicht noch etwas antreiben könne. Aber Kufner hatte den Rappen schon die Bügel ganz frei gegeben, daß sie schlapp auf den glänzenden, glatten Rücken lagen. Aha, der wollte also auch so rasch wie möglich am Ziel sein — und dann zurück. Ja, das mochte dem wohl so passen. Dann noch rüber nach Gampischlehmen. Damit der Bauer da den besten Kutscher kriegte. Ne, die Fremde wollte er den Weiden doch nicht gönnen. Gewiß, wenn er dem Kufner dreißig Mark im Jahr mehr gab — aber das sollte ihm grade einfallen. Jetzt, wo der Bengel, der Wilhelm wieder solche Geschichten machte! Daß man dem auch nichts anvertrauen konnte! Da sollte er im bloß Schiffsaltpeter holen — gleich jetzt er sich wieder im „Ruffischen Hof“ fest.

Na, aber diesmal sollte das doch nicht so abgehen. Es war doch sein, daß er sich das Telephon hatte legen lassen. Da hätte ihm doch der Doktor gleich die Sache mit dem Bengel durchsprechen können. Nun war schließlich noch das Fuhrwerk zu retten. Und die paar hundert Mark — na, die mochten flöten gehen. . . .

Die Rappen hatten schon vor der Dämmerung die Stadt erreicht. Das rasselte nun über das holprige Pflaster, daß die Kinder erschreckt die Stufen hinaufsprangen, und die Frauen, die über den Damm wolkten, schen an die Mauern zurückzuziehen.

Ehe das Gasthaus in Sicht war, hatte der Gutsbesitzer das Schutzleder zurückgeschlagen und stand auf dem Tritt. Als der Kutscher die Pferde parierte, war der Gutsbesitzer schon abgesprungen und eilte die Stufen hinauf.

Hinter ihm drein rief der Kutscher:

„Aber Herr von Neey, id muß heut noch Bescheid haben!“

Ungebuldig, ohne sich umzudrehen, winkte der Gutsbesitzer mit der Hand. Wird schon werden. Was, bei solcher Sache, da mußte der Kerl doch denken, daß sein Herr den Kopf mit andren Dingen voll hatte!

Ohne sich im ersten Zimmer, wo der Schantisch stand, lange aufzuhalten, ging Herr von Neey nach dem letzten Mann. Er sah schon von weitem durch die offenen Thüren, wie dort hinten sich eine lustige Gesellschaft unterhielt.

„Was . . . was, id laur nich mehr auf einer Linie gehen? . . . Macht mal Platz . . . hier, auf der Furche gehe id von der einen Wand bis zur andren, ohne abzutweiden!“

Es war Wilhelm, der mit schwer vornüber geneigtem Kopf am Thürryposten stand, die Weine vorsetzte, aber den Körper nicht mit fortbekommen konnte und langsam am Thürryposten hinab auf den Boden glitt.

Das machte ihm selbst so viel Spaß, daß er mit den andren lachte: älteren baldäugigen Kerlen mit vollen, brutalen Gesichtern. Nur einer sah vornehmer aus. Das war der Getreidehändler Matulat. Er war hager, fast verrottet. Aber seine schmale, scharfe Nase, die grauen Koteletten vor den Ohren und die aufrechte Haltung gaben ihm ein würdiges Ansehen. Seinen schmalen feurigen Augen gaben konnte man nicht ansehen, wie geschickt sie beim Wankhalten das Geld einwarren konnten.

Herr von Neey atmete auf. Na, heute schienen sie hier gar nicht zu spielen. Aber da sagte sein auf der Erde stehender Sohn: „Ach, Papa, das ist aber mal sein, daß Du kommst. Ich hätte mir sonst ein Fuhrwerk nehmen müssen. Der Kerl da hat mal wieder alles . . . alles hat er!“

Und er lachte und legte seinen Oberkörper weit vornüber.

„Bitte schön, Herr von Neey,“ meinte Matulat zuvorkommend, „wenn Ihnen an den Tieren liegt, id gebe sie gern zurück gegen achtzehnhundert Mark.“

Der Gutsbesitzer schwieg. Er hätte am liebsten laut aufgebrüllt und seinem Bengel eins mit dem Fuß versetzt. Aber das wollte er diesem Gefindel nicht zeigen. Ihn, dem adligen Gutsbesitzer, konnte ja so eine Summe gleichgültig sein.

Nach einer Weile sagte er mit erzwungener Ruhe, nur die Junge war ihm noch ein wenig schwer:

„Na . . . achtzehnhundert ist mir doch ein bißchen viel!“

„Aber Herr von Reek! Haben Sie nicht selber gesagt, daß es edles Vieh ist und daß es unter Brüdern zweitausend Mark wert ist, das Gespann — ohne Fuhrwerk?! Und wir sind noch nicht mal Brüder, und ich will es trotzdem schon billiger geben! Ja, da können Sie sehen, Brüder, da betrügt einer den andern!“

Die andern Männer lachten.

Herr von Reek wollte sich nicht hoch treiben lassen — er kannte den alten Matutat. Aber er zögerte doch. Achtehnhundert Mark, jetzt, im Frühjahr, wo nichts verkauft wird, kaum mal fettgemachtes Zugvieh oder ein Renontepferd.

Da sagte Matutat, immer wieder zuvorkommend:

„Schön, Herr von Reek, ich werde Ihnen Revanche geben. Spielen wir drinn.“

Und er sah ihn lauend an.

Herrn von Reek wurde es unter den kühlen Blicken dieser hellgrauen Augen bald heiß und bald eisig. Aber, achtzehnhundert Mark, querschreiben hätte er doch müssen.

„Na, denn los,“ sagte er vergnügt, und es war ihm jetzt wie eine Erleichterung.

„Siehste Papa, das is vernünftig von Dir!“ sagte sein immer noch auf der Erde sitzender Sohn. „Auf die Weise kann man doch zu was kommen.“

Die Männer lachten ungeniert. Nur Matutat und von Reek schwiegen und waren andächtig bei der Arbeit des Karteunternehmens.

In diesem Augenblick erschien der Kutscher in der Thür:

„Herr von Reek . . .“

In dem bittenden Ton lag das Ungeduldige, das den Gutsbesitzer so qualte und erregte.

„Donnerwetter, Herr! Ich komme, wenn es mir paßt! Will einem so ein Kerl noch Vorschriften machen!“

Aber während des Spieles konnte er den Ausdruck des Kutschers nicht los werden. Immer wieder sah er diese verzweifelt und düster zusammengezogenen Brauen. —

Das letzte bleiche Licht stand noch am Himmel, als Herr von Reek schon heimfuhr. Er hatte wohl das zweite Fuhrwerk bei sich. Aber er hatte doch querschreiben müssen. Und nicht nur für achtzehnhundert, sondern für das doppelte.

Eine Zeilang war es ihm recht, daß der Kutscher die Pferde im schärften Trab gehen ließ. Schließlich ward ihm das Tempo doch zu scharf. Der Mensch sagte ja das edle Vieh so ab, daß es steif werden mußte.

„Aha! Der wollte noch hinüber nach Gampischlehmen! . . . Rein . . . Du!“

„Aber, Kutscher, Sie sind wohl gar nicht bei Sinnen! Wie können Sie die Tiere so abjachten? Gleich fahren Sie in stillem Trab.“

„Wohin hab' id sie loosen lassen können, wat dat Lüg hölt . . . in mi? Ich muß noch na Gampischlehmen.“

„Na, das wird wohl heute nicht mehr werden! Die Klappen müssen Sie gleich abreiben.“

„Ja, denn müssen Se mir aberst zehn Dahlers zulegen.“

„Wat dröjelt Di denn im Kopp rum? Davon hab id kein Wort gesagt! Und wenn Du Dich bis heute nicht vermietet hast, bleibst Du eben!“

Herrn von Reek war das ihm so geläufige „Du“ enfahren. Es war ihm wie ein Pflaster auf all seine großen Schmerzen, daß er den Kutscher so herunterpußen konnte. Und zankend und fluchend fuhren sie in den immer finstrier werdenden Abend hinein, aus dessen Dunkelheit nur hier und da die weißen Chausseesteine aufleuchteten. —

Kleines Revületon.

Ja, Unter Kiefern. „Langweilig ist der Kiefernwald? Mein Freund, das widerriest Du bald!“ Mit diesen Worten läßt Heinrich Seidel eine poetische Ehrenrettung unsrer Nadelwälder beginnen. Leider haben unsre Nadelwälder eine solche Ehrenrettung nötig, nicht etwa, weil sie wirklich langweilig sind — das Gegenteil ist der Fall! — sondern weil der kritische Großstädter es unter Kiefern nicht lassen kann, den abwesenden Buchenwald als Maßstab anzulegen und so zu einem falschen Wilde zu kommen. Allerdings, ein Kiefernbestand aus nur wenigen Meter hohen Stämmen, also eine Schonung, wirkt wenig verlockend; die stark mit wagerecht abstehenden Ästen besetzten Bäumchen stehen so dicht, daß die blattlosen und über und über mit weißgrauen genugsamen Flechten bedeckten, verdorrten Zweige in einander greifen und nur spärliches Licht auf den ebenfalls flechten- und moosbedeckten Boden fallen lassen. Zahllose abgebrochene verdorrte Äste und Zweige bedecken ihn und die auf fallende Erscheinung läßt uns nach der Ursache forschen. Sie ist in der großen Lichtbedürftigkeit des Baumes gegeben; die Kiefer ist ein Lichtbaum. So wenig Ansprüche sie an den Boden stellt, soviel verlangt sie von der Sonne! Daher sind nur die dem Licht ausgefetzten Teile grün und alles, was dem schattigen Waldesinnern zugewendet

ist, erscheint abgestorben. Daher sehen wir in den Schonungen die unteren dem Sonnenschein entzogenen Äste verdorrt und flechtenüberzogen; sie sterben ab, fallen zu Boden und so erscheint allmählich der Stamm der Kiefer von Ästen gereinigt. Und „Reinigung“ nennt es auch der Förster, wenn die Kiefer ihre verdorrten unteren Zweige abwirft und den braunen rissigen Stamm entwickelt.

Wer den Kiefernwald in seiner ganzen Schönheit sehen will, muß ihn auf etwas frischerem Boden aufsuchen, wo ein wenig Feuchtigkeit auch dem Wachholderstrauch üppiges Gedeihen sichert, wie zum Beispiel bei Eulner, Woltersdorfer Schleuse und Wirkenwerder. Wie die Mieterparteien ein Haus von unten bis oben ausnutzen, so zeigt auch der Kiefernwald verschiedene Stodwerke übereinander, von denen jedes einen andern Horizontraum einnimmt. Da ist zunächst im Boden selbst zwischen den Wurzeln das Reich der Pilzfäden, die dort wuchern und nach den ersten Spätsommerregen zahllose Hutpilze als ihre Fruchtkörper über den Waldboden treten lassen werden. Dann folgt auf diesem Boden selbst der dichtgeschlossene Moos- und Flechten-Teppich, der den Boden vor dem Austrocknen schützt und Ästen und andern Ansätzen tausendfältige Wohnstätten bietet. Das nächste Stodwerk bilden die Heidelkräuter, die Preisel- und Heidelbeeren, die zum Teil durch frisches Laub ein helles Grün in die dunkelgefärbte Umgebung tragen. Auch sie bergen unter ihrem Schutze allerlei kleines Waldgetier, Wald- und Spitzmäuse und andres. Darüber hinaus ragen die dunkelgrünen mannshohen Büsche des Wacholders, einen rechten Wald im Walde bildend; Waldvögel huschen durch seine Kronen und oft fesselt uns die mannigfach wechselnde Form der stachelartigen Büsche mit den zahlreichen Wacholderbeeren daran. Und das letzte Stodwerk, die Reihen der Kiefernhochstämme selbst, bildet nicht überall des Gebäudes letzten Schluß, denn zahlreich nisten Mistelbüsche parasitisch in den Kronen, von unten als dunkle nestartige Klumpen erscheinend. Am Waldrand finden wir niedrigere Kiefern und sehen an den frischen Trieben junge Zapfen und ährenförmig gehäufte männliche Blüten sich entwickeln, die zu Beginn des Juni ihren schwefelgelben Blütenstaub entlassen sollen. Die Uebertragung von Blüte zu Blüte ist dem Natur selber traut, so hat sie die Kiefer mit Unmengen von Blütenstaub ausgestattet, auf daß die Wasse die Unzuverlässigkeit des Windes forziere. Kein Wunder, wenn benachbarte Wasserpiegel im Juni bisweilen vom Blütenstaub gelb gefärbt sind und das Volk das Märchen vom „Schwefelregen“ erfand.

Wandre mit offenen Augen und offenen Sinnen durch den Kiefernwald — dann wirst du Heinrich Seidel recht geben:

Und spricht bekümmert: „Man irt sich bald,

Ich bin besiegt und ganz geschlagen,

Und will es niemals wieder sagen:

Langweilig ist der Kiefernwald!“ —

— Ein geplagter Chemann. In das Bureau einer Druckeret trat eines Tags ein magerer, müde aussehender Mann und sagte: „Ich möchte eine Liste gedruckt haben. Wollen Sie gefälligst schreiben, was ich Ihnen sage.“ Der Druckerbesitzer bereitete alles zum Schreiben vor, und der Mann bittierte: „Ja, ich weiß genau, daß ich die Hausthür verschlossen habe. — Haben Sie das?“ — „Ja, aber ich verstehe nicht.“ — „Thut nichts; unterbrechen Sie mich bitte nicht, bis ich fertig bin. Haben Sie?“ — „Ja.“ — „Ich habe das Gas im Badezimmer aufgedreht.“ — „Inwieweit, bitte weiter.“ — „Die Küchenfenster sind zu.“ — „Ja.“ — „Der Hund ist im Flur.“ — „Ja.“ — „Ich habe nicht vergessen, Asche auf das Feuer im Kamin zu schütten.“ — „Die Leute sind alle zu Hause.“ — „Ja.“ — „Die Stallthür ist geschlossen.“ — „Ja.“ — „Die Stube ist drinnen.“ — „Ja.“ — „Der Zug am Herde ist abgestellt.“ — „Ja.“ — „Rein, ich rieche keinen Rauch.“ — „Ja.“ — „Rein, das Wasser läuft nicht im Badezimmer.“ — „Ja.“ — „Ich höre nicht, daß jemand in das Haus zu dringen versucht.“ — „Ja.“ — „Rein, das ist nicht unser Hund, der da bellt; es ist nebenan.“ — „Ja.“ — „Es ist nicht nötig, hinunterzugehen, um nachzusehen, ob die Kellerthür zu ist; ich weiß es genau.“ — „Ja.“ — „Das ist nichts, der Wind rüttelt am Fensterladen.“ — „Ja.“ — „So, ich glaube, das ist alles.“ — „Sehen Sie, meine Frau stellt mir jeden Abend, gerade wenn ich schlafen gehen will, eine Reihe von Fragen, und wenn ich eine gedruckte Liste hätte, so könnte ich die ihr zeigen und mir viele Mühe ersparen. Außerdem streigt es meine Lungen zu sehr an, ihr jeden Abend alle ihre Fragen zu beantworten. Sie quält mich mit all ihren Befürchtungen zu Tode. Drucken Sie die Liste so schnell wie irgend möglich; ich bitte darum.“

Musik.

Edmond Andran ist hier als Komponist der Operette „Die Puppe“ wohlbekannt. Für unser Urteil kommt dieses Werk dem Ideal einer wirklich dramatischen Operette näher als die allermeisten idealen Exemplare dieser Kunstgattung. Der in ihm liegende Fortschritt gehört den letzten Jahren an, der Zeit und wohl auch dem Range nach über „Jones“ bereits dramatisch vorgeschrittene Operetten („Der griechische Sklave“ und „Die Geisha“) hinaus liegend. Ob Andran mit vollem Bewußtsein und voller Absicht an dem Entwicklungsgang arbeitet, den wir ihm zuschreiben? Möglich, daß es nicht der Fall ist, und jedenfalls laßt auch auf ihm noch ein gut Stück von dem Typischen der oberflächlichen Unterhaltungsarbeit, das nun einmal von der Kunstform der Operette unzer trennlich erscheint. Man liefert Andran bereits seit etwa 1877 seine Operetten; aus seiner früheren Zeit ein

Pröbchen kennen zu lernen, kann uns nur sehr erwünscht sein. Die etwa um zehn Jahre zurückliegende „Miss Helhet“ war seiner Zeit auch in Berlin gegeben worden und wurde jetzt — vorgerstern — vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wieder herbeigeholt, ohne Klame, fast ganz ohne vorhergehende Verständigung des Publikums und ohne den sonst üblichen Premieren-tribel.

Das Libretto beginnt mit Zügen litterarischen Werts, gerät jedoch bald immer mehr in den Charakter oder in die Charakterlosigkeit der unlitterarischen, handwerksmäßigen Unterhaltungsform die mit den mechanischen Zufallsverwicklungen hinein, wie sie jetzt jedes einigermaßen routinierte Librettistenpaar anzuwenden versteht: Grundmotiv: die fromme Helhet stirzt im Gebirge ab, bleibt an einem Strauch mit den Kleidern hängen, wird in dieser verhänglichen Situation von einem Unbekannten gerettet, ist nun überzeugt, diesen unter allen Umständen heiraten zu müssen und sucht und versucht einen nach dem andern, bis sie zuletzt doch den Nichtigsten trifft.

Die vereinigte Kunst von Autor und Komponist hat es hier noch lange zu keiner kräftigeren Dramatik gebracht, verweilt vielmehr in der Hauptsache noch ganz bei der alten Form der den ausgedehntesten Dialog unterbrechenden und meist retardierend wirkenden Gesangsnummern. Allein man erkennt in ihnen, zumal in den musikalisch eindringlich gearbeiteten Duetten, in den beiden den zweiten Akt umrahmenden Chören und Ensembles, sowie in der Absingung der Ruffst beim Ausdruck der verschiedensten Stimmungen — des Ausgelassenen, des Frömmelnden usw. — den feinsüchtigen Bühnenmusiker. Fast noch auffallender ist die echt musikalische Haltung der rein instrumentalen Stücke. Kurz: noch nicht das Erschute, doch ein merklicher Anlauf dazu!

Gespielt und gesungen wurde im Ganzen oder vielmehr in vielen Einzelnen recht gut. Titelheldin war Jenny Door; sie wirkte vor allem durch ihre reichhaltige Mimik und dann im Gesang hauptsächlich durch ihre sympathischen Töne der tieferen Lagen — die Rolle dürfte ihr zu hoch liegen, und so gab's in den höheren Lagen manches Unheil. Tüchtig im Gesang war jedenfalls Hansi Reichsberg als robuste Spanierin; deren noch robustere Mutter wurde von Rosa Huemer recht gut gespielt — doch hätten beide Damen durch eine weniger drastische Auffassung ihrer Rollen wohl noch echter gewirkt. Joseph Josephi und neben diesem vorzüglichen Sprechkünstler noch eine oder die andre bekannte Kraft jenes Theaters thaten Gutes. — sz.

Astronomisches.

b. Von der Sonne. Die Corona, jener zarte Lichtschimmer, der nur bei einer totalen Verfinsternung der Sonne sichtbar wird, ist in seinem Wesen noch so wenig aufgeklärt, daß alle Astronomen und Astrophysiker fehsüchtig auf eine totale Sonnenfinsternis haren, um dem Rätsel der wunderbaren Erscheinung näher kommen zu können. Natürlich wäre es sehr erwünscht, wenn die Corona auch unabhängig von einer Verfinsternung der Sonne beobachtet werden könnte; denn ihre Wahrnehmung zu jeder beliebigen Zeit bei hellem Sonnenschein würde die Gelegenheit zur Beobachtung, die jetzt nur während der wenigen Minuten einer totalen Verfinsternung möglich ist, und damit auch die Zahl der Beobachter fast ins Ungeheure steigern. Fast scheint es, als ob diese Aufgabe ihrer Lösung entgegen geht. Der französische Gelehrte Deslandres veröffentlicht Beobachtungen über die Wärmeausstrahlung von den Gegenden des Himmels in der Nähe der Sonne. In den letzten Jahren sind die Instrumente zur Wahrnehmung sehr geringer Wärmemengen und Temperaturunterschiede außerordentlich vervollkommenet worden, namentlich dient das Bolometer zur Ermittlung sehr geringer Strahlungs-wirkungen. Es ist dies ein Apparat, in welchem durch die Bestrahlung der elektrische Widerstand eines Metallstücks und dadurch die Stärke eines elektrischen Stroms geändert wird. Messungen mit diesem empfindlichen Instrument werden seit etwa 20 Jahren namentlich von seinem Erfinder Langley angestellt, in Bezug auf die Corona allerdings ohne Erfolg. Dagegen haben die Beobachtungen, welche Deslandres mit der neuen überaus empfindlichen Thermosäule von Rubens anstellte, ergeben, daß in der Nähe der Sonne tatsächlich strahlende Substanzen vorhanden sind, die sich am Sonnenäquator weiter erstrecken als an den Polen der Sonne, also durchaus so gelagert sind, wie die Corona zur Zeit ihrer letzten Beobachtung bei der totalen Sonnenfinsternis des vorigen Jahres. Demnach erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Corona eine merkliche Wärmewirkung ausübt, durch die sie sich verrät, zwar nicht unsern groben Sinnen, aber unsern viel empfindlicheren Apparaten, durch welche die Empfindungsfähigkeit unserer Sinne ganz gewaltig gesteigert ist. Werden die Beobachtungen auch von andren Forschern bestätigt, so erscheint die Hoffnung nicht unbegründet, daß das Geheimnis der Corona in den nächsten Jahren enthüllt wird.

Sehr viel unbegründeter dagegen erscheinen die großen Hoffnungen, welche in Verfolg der Langley'schen Untersuchungen, anknüpfend an den Zusammenhang der Sonnenstrahlung mit der Bitterung, über die Voraussjage des Klimas und der Ernten gehegt werden. Durch die Blätter geht eine Notiz, wonach Langley selbst derartige ausschweifende Hoffnungen hegt und der Akademie der Wissenschaften in Washington vorgetragen hat. Es handelt sich bei diesen Versuchen Langleys um folgendes:

Die Wellenlängen der Strahlen, die im sichtbaren Spektrum erscheinen, betragen wenige Zehntausendstel eines Millimeters, für die langwelligen roten Strahlen etwa 8, für die kurzwelligen violetten Strahlen etwa 4 Zehntausendstel Millimeter. Nun wurde schon vor 100 Jahren nachgewiesen, daß die Strahlung der Sonne sich noch erheblich über diese Grenzen hinaus erstreckt; außer dem sichtbaren, von rot bis violett reichenden Spektrum wurde eine nach beiden Seiten fortgesetzte Strahlung bemerkt, indem sich die unsichtbaren ultravioletten Strahlen durch ihre chemische Wirkung, die unsichtbaren ultraroten Strahlen durch ihre wärmende Wirkung verrieten. Die Wellenlängen der ultravioletten Strahlen gehen bis zu einem Zehntausendstel eines Millimeter herab. Die ultraroten Strahlen dagegen erstrecken sich nach Langleys Untersuchungen über einen bedeutend größeren Raum; mit dem Bolometer konnte Langley Ketherwellen bis zu 330 Zehntausendstel Millimeter, also bis zu $\frac{1}{300}$ Millimeter nachweisen. Dieses weitreichende Spektrum der Wärmestrahlen zeigte sich ebenso, wie das sichtbare Spektrum, von Stellen schwächerer Strahlung durchzogen, entsprechend den dunklen Fraunhofer'schen Linien im sichtbaren, spektralen Farband.

Die erwähnte Blättermeldung behauptet nun ohne nähere Zahlenangabe, daß Langley über eine Stelle fehlender Strahlung hinausgehend, die Grenzen des Wärmespektrums abermals weiter gerückt habe. Das wäre an sich nicht ungläublich, da wahrscheinlich ein stetiger Uebergang der Ketherstrahlen bis zu den elektrischen Wellen existiert, von denen die kürzesten einen Centimeter lang sind, also noch 300mal so lang, als die längsten bisher im ultraroten Spektrum gemessenen. Ob dieser Zwischenraum durch Langley verringert wird, läßt sich bei der Unbestimmtheit der Meldung, welcher jede Zahlenangabe fehlt, nicht erkennen; die weiter daran geknüpfte Folgerung über einen Zusammenhang dieser Strahlung mit der Vegetation auf der Erde macht in ihrer ganzen Art den Eindruck eines amerikanischen Wpriskherzes, welchen eine Reihe deutscher Blätter ernst genommen und daher jetzt mit starker Verpätung gebracht haben. —

Humoristisches.

— Voschaft. „Das muß man sagen, in der Wurstliche von unrem Fleisch sieht man niemals ein Stäubchen!“
„Stimmt; das kommt alles in die Wurst!“ —

— Ahnungsvoll. Pferdeverleiher: „Wie lange wollen Sie dem Gaul mieten?“
Sonntagsreiter: „Um, wie lange bleibt er denn für gewöhnlich aus?“ —

— Kasernenhofblüte. „Schulze, machen Sie nicht so 'n verduhtes Gesicht wie's Orakel zu Delphi, als es nach 'n Gewerbeschein gefragt wurde!“ —
(„Meggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Björnsons „Laboremus“ wird zu Beginn der nächsten Saison im Wiener Burgtheater zum erstenmale in Scene gehen. —

— Maeterlinds „Der Eindringling“ gelangt in der nächsten Woche zum erstenmale im Deutschen Schauspielhause in Hamburg zur Aufführung. —

— Eine neue Oper Weingartners „Orestes“, die aus drei einaktigen musikalischen Dramen besteht und sich in freier Neudichtung an die Orestie des Aeschylus anlehnt, wird zum Anfang der nächsten Spielzeit am Leipziger Stadttheater aufgeführt werden. —

— Das Salzburger „Mozarteum“ wird vom 5. bis 9. August ein großes Musikfest abhalten, welches aus zwei Orchesterkonzerten und einem Kammermusik-Konzert in der Aula academica, sowie aus der zweimaligen Aufführung von Mozarts „Don Juan“ in dem neuen Stadt-Theater bestehen wird. Für die Konzerte ist die Mitwirkung des Wiener philharmonischen Orchesters gesichert. —

— Die Darmstädter Kunstausstellung ist am Mittwoch mit einem im Wagner-Saal gehaltenen Festspele von Behrens und Fuchs, Musik von Wilhelm de Haan, eröffnet worden. —

— Böcklins „Tritouenfamilie“ ist von dem städtischen Museum in Magdeburg zum Preise von 80000 M. angekauft worden. —

— Die Anatomische Gesellschaft hält vom 26. bis 29. Mai ihre 15. Versammlung in Bonn ab. —

— Freibillet-Kuli. In der „Frankf. Btg.“ macht ein Theaterkritiker seinem Herzen Luft: ... Dann kommt die Genossenschafts-Bühne, dann kommt Herr Farno und verheißt uns ein halbes Schock Wiener Litterar-Experimente. Die Kritiker ballen die Faust in der Tasche. Dazu haben sie als Freibillet-Kulis nicht das Recht. ... Der Freibillet-Kuli muß dem gehorchen, der ihm pfeift, und wenn's einem komödiantischen Virtuosen einfielen, an zwölf Berliner Theatern Gastspiele durchzuführen, der Kuli muß folgen, wie ein Pudel. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 19. Mai.